

A photograph of a university campus. In the foreground, a student wearing a dark blue t-shirt, light-colored shorts, and a backpack is walking from left to right across a green lawn. In the background, there is a large, multi-story red brick building with several white-framed windows and a central entrance with a dark green door. Large, leafy green trees are scattered throughout the scene, with one particularly large tree on the left. The overall atmosphere is bright and sunny.

**On Campus – Uni-Alltag
und Studentenleben**





Papiere rascheln, Laptop-Tastaturen klappern, und gelegentlich zerklingelt ein Handy die betriebsame Stille im Lesesaal: In der *Regenstein Library* der University of Chicago wird häufig noch bis spät in die Nacht konzentriert gearbeitet. Wie an den meisten Universitätsbibliotheken in den USA ist hier bis weit nach Mitternacht geöffnet, auch an Wochenenden. *The Reg*, wie die Bibliothek von den Studierenden liebevoll genannt wird, bietet auf sieben Stockwerken Gelegenheit zum Lesen, Schreiben, Recherchieren und Leutetreffen. Besonders in den Abendstunden lockt die Bibliothek mit ihrer anregenden Atmosphäre häufig mehr Menschen an als andernorts die American-Football-Stadien. Wer zwischendurch eine Pause braucht, macht es sich in einem der bequemen Sessel gemütlich oder holt sich im studentischen Café *Ex Libris* im Untergeschoss einen Kaffee, eine kalte Erfrischung oder auch eine Kopfschmerztablette.

Die Szenerie in Chicago ist typisch für den Studienalltag an amerikanischen Colleges und Universitäten: Egal an welcher Hochschule Sie am Ende Ihr Studium aufnehmen – überall werden Sie während des Semesters vermutlich den Großteil Ihrer Zeit in der Bibliothek verbringen. Häufig auch zu ungewohnter Stunde, denn das Arbeitspensum, das für Vor- und Nachbereitung von Lehrveranstaltungen, Prüfungsvorbereitung und Hausarbeiten bewältigt werden muss, ist in den USA noch einmal deutlich höher als an deutschen Hochschulen. Doch auch bei uns hat ja die Arbeitsbelastung mit Einführung des Bachelor/Master-Systems im Vergleich zu früher erheblich zugenommen. Kein Wunder also, dass die Bibliotheken oft vorzüglich ausgestattet sind und alles tun, um den Studierenden das Lernen so angenehm wie möglich zu machen.

Wie der studentische Alltag an einer amerikanischen Universität ansonsten im Einzelnen aussieht, hängt von vielen Faktoren ab. Am wichtigsten ist der Studienzeitpunkt: Wer als Bachelorstudent in den USA studiert, wird in vielerlei Hinsicht andere Erfahrungen machen als ein Masterstudent oder ein Doktorand. Denn die beiden Ausbildungsabschnitte *College* und *Graduate School* unterscheiden sich nicht nur hinsichtlich der Studieninhalte, sondern auch in Bezug auf die Lehrmethoden und das Sozialleben zum Teil erheblich.

Aber auch die Größe der Hochschule und der Studienort sind von Bedeutung: An einem kleinen, ländlich gelegenen *Liberal Arts College* konzentrieren sich fast alle Aktivitäten auf den Campus, während sich das soziale und kulturelle Leben an den Großstadtuniversitäten auch außerhalb des Hochschulgeländes abspielt. An Einrichtungen mit 2.000 Studierenden herrscht oft eine beinahe familiäre Atmosphäre, während besonders an den großen staatlichen Universitäten mit mehr als 40.000 Studierenden auch in den USA eine gewisse Anonymität kaum zu vermeiden ist. Nicht alles, was im Folgenden über Uni-Alltag und Studentenleben gesagt wird, werden Sie also an Ihrer Hochschule im selben Umfang auch so wiederfinden. Dafür ist die amerikanische Hochschullandschaft einfach zu vielfältig. Und genau das ist schließlich ihre Stärke.



1 | Campusleben

Viele amerikanische Colleges und Universitäten sind sogenannte Campushochschulen. Das bedeutet, dass alle Einrichtungen der Hochschule sich auf einem geschlossenen Gelände befinden. Neben den Lehr- und Forschungsstätten,

Bibliotheken, Verwaltungsgebäuden, Wohnheimen, Mensen und Cafeterias gehören dazu in den USA häufig auch Sport- und Fitnesszentren, Einkaufsmöglichkeiten, Kinos und Theaterbühnen, Parkanlagen, eine eigene Kirche sowie die Universitätspolizei. Mit anderen Worten: So mancher amerikanische Universitätscampus ähnelt einer Kleinstadt, in der man alles findet, was man zum täglichen Leben benötigt.

Doch ein solcher Campus ist in den USA nicht nur eine konzentrierte Ansammlung von Universitätseinrichtungen, sondern eine Lern- und Lebensgemeinschaft, in der die spezifischen Werte einer Hochschule mit Leben erfüllt werden sollen. Zu diesen Werten gehören in der Regel Toleranz und ein respektvoller Umgang miteinander, freier intellektueller Austausch oder auch das Bemühen um eine gesunde Lebensführung. Um die Verwirklichung dieser Grundsätze zu gewährleisten, gibt es auf jedem Campus **Verhaltensregeln**, an die sich alle halten müssen. Rassismus, Sexismus oder Gewalt sind selbstverständlich tabu. Aber auch der Konsum von Alkohol zum Beispiel ist fast überall auch volljährigen Studierenden und Dozenten auf dem Hochschulgelände untersagt, eventuell mit Ausnahme der Wohnzimmer. An stärker religiös geprägten Einrichtungen gibt es manchmal Kleiderordnungen, die bauchfreie Tops oder knappe Miniröcke nicht im Einklang mit den Werten der Hochschule sehen. Und auch im Umgang zwischen den Geschlechtern sind die Grenzen teilweise enger gesteckt: Was bei uns als Flirt oder vertretbare Anmache durchgeht, kann auf einem US-Campus unter Umständen bereits als sexuelle Belästigung (*harrassment*) gewertet und entsprechend hart sanktioniert werden.

Auch wenn Sie sich durch solche Vorschriften womöglich zunächst in Ihrer persönlichen Freiheit eingeschränkt fühlen, werden Sie schnell durch das großartige Zusammengehörigkeitsgefühl entschädigt, dass durch die Campusatmosphäre entsteht. Nicht zuletzt aufgrund dieses Gemeinschaftsgeistes **identifizieren** sich Studierende in den USA häufig so stark mit ihrer Hochschule, dass sie noch Jahre später in Ehemaligen-Netzwerken aktiv sind, ihrer Verbundenheit durch großzügige Spenden Ausdruck verleihen und zu großen Festen (*home-*

coming) auf den Campus zurückkehren. Spätestens am Ende Ihres Studienaufenthalts werden Sie wahrscheinlich auch den Universitätsshop aufsuchen, wo es in großer Auswahl Kapuzenpullis, T-Shirts, Baseballkappen, Rucksäcke, Trinkbecher, Notizblocks oder Kugelschreiber zu kaufen gibt, die den Schriftzug oder das Logo Ihrer Hochschule tragen.

2 | Wohnen

Zwei Betten, zwei Kleiderschränke, zwei Schreibtische, zwei Bücherregale, ein Fernseher und ein paar Poster an der Wand – und das alles auf rund 15 Quadratmetern. So oder so ähnlich sehen die meisten Wohnheimzimmer *on campus* aus, in denen viele Studierende an amerikanischen Colleges und Universitäten zumindest während der ersten Studienjahre untergebracht sind. Überraschung inklusive: Ihre Zimmergenossen lernen die Erstsemester häufig erst beim Einzug kennen. Wenn die Chemie stimmt, können aus solchen Zufallspaarungen Freundschaften fürs Leben entstehen; im schlimmsten Fall geht man sich nach kurzer Zeit so auf die Nerven, dass die Zimmerpartner getauscht werden müssen.

Überhaupt erinnert die Atmosphäre in den *dormitories* oder *residence halls* genannten Wohnheimen manchmal stark an den Wohn- und Schlafrakt von Internaten: Duschräume und Toiletten befinden sich auf dem Gang; in Gemeinschaftsräumen kann entspannt, geflirtet oder diskutiert werden, und ein studentischer Wohnheimbeauftragter wacht im Auftrag der Hochschulleitung darüber, dass in puncto Lautstärke, Genussmittel und nächtlicher Geschlechtertrennung alles mit rechten Dingen zugeht. Nicht immer erfolgreich, versteht sich. Viele Universitäten haben in den letzten Jahren aber auch große Summen in den Bau neuer Wohnanlagen investiert, in denen die Studierenden in großzügig angelegten Gemeinschaftsuites mit Einzelzimmern, Bad und Küche logieren.

Das Wohnen auf dem Campus ist für viele junge Amerikaner ein wesentlicher Bestandteil ihrer College-Erfahrung: Fern von den Eltern können sie sich hier zum ersten Mal richtig aus-



toben. Ein Platz im Wohnheim wird in der Regel direkt mit der Bewerbung um einen Studienplatz beantragt. Die meisten Hochschulen verpflichten ihre Erstsemester sogar, mindestens bis zum zweiten Studienjahr im Wohnheim zu leben. Auf diese Weise wollen sie sicherstellen, dass alle Neuankömmlinge in die Gemeinschaft integriert werden und ausreichend Gelegenheit bekommen, ihre Persönlichkeit in der Interaktion mit Gleichaltrigen weiterzuentwickeln. Außerdem erspart diese Form der Unterbringung lange Anfahrtswege und Transportkosten.

Wohnheimplätze gibt es selbstverständlich auch für Bachelorstudenten aus dem Ausland. Die Vorteile liegen auf der Hand: Diese Form der Unterkunft ermöglicht es Ihnen, sich schnell ins Universitätsleben einzufinden, Kontakte zu knüpfen und vor allem viele Amerikaner kennenzulernen. Wenn Sie jedoch ein freiheitsliebender Typ sind und Ihren privaten Rückzugsraum benötigen, empfinden Sie das Wohnheimleben im engen Zwei- oder sogar Mehrbettzimmer auf die Dauer eventuell als zu einschränkend. Sofern die Universität nicht auf der Wohnheimunterbringung besteht, können Sie sich auch als Bachelorstudent außerhalb des Universitätsgeländes eine eigene Wohnung oder ein Zimmer in einer Wohngemeinschaft suchen. Manchmal ist dies sogar erforderlich, weil nicht ausreichend Wohnheimplätze zur Verfügung stehen.

Auch für Masterstudenten oder Doktoranden bieten viele Hochschulen Unterkunftsmöglichkeiten auf dem Campus an, bei denen es sich meist um separate Wohnanlagen mit Einzel- oder Gemeinschaftsapartments handelt, deren Mieten jedoch nicht unbedingt zu den günstigsten am Ort gehören müssen. Ein Blick auf den Immobilienmarkt lohnt sich also immer, zumal sich außerhalb des Universitätsgeländes, *off campus*, fast immer auch Apartmentkomplexe privater Anbieter finden. Wenn Sie sich mit anderen zusammentun, gelingt es Ihnen vielleicht sogar, ein komplettes Haus als Wohngemeinschaft zu mieten. Bei der Wohnungssuche helfen Ihnen Aushänge und Ansprechpartner in der Hochschule, Anzeigen in der Lokalpresse und Suchmaschinen im Internet.

In Wohnungen, die als unmöbliert annonciert werden, befindet sich fast immer eine Einbauküche einschließlich Kühlschrank, Herd und Mikrowellengerät. Auch Waschmaschine und Trockner sind in der Regel vorhanden, eventuell münz- oder kartenbetrieben zur gemeinsamen Nutzung durch die Hausgemeinschaft. Preisgünstige gebrauchte Möbel und andere Einrichtungsgegenstände können Sie bei sogenannten *yard sales* oder *garage sales* ergattern, die Privatleute häufig im Herbst oder Sommer in ihrem Vorgarten veranstalten. Da die Fluktuation gerade unter internationalen Studierenden recht hoch ist, werden Sie außerdem gegen Ende eines Semesters zahlreiche Kommilitonen finden, die dankbar sind, wenn sie vor ihrer Abreise noch die Schreibtischlampe oder das Bücherregal für ein paar Dollar weiterverkaufen können.

Je nach Lage der Universität müssen Sie bei der Suche nach einer Unterkunft *off campus* ein wachsames Auge für die Umgebung haben, in der sich die betreffende Wohnung befindet. Es ist in den USA keine Seltenheit, dass sich soziale Brennpunkte und gefährliche Straßenzüge in unmittelbarer Nachbarschaft zu einer wohlhabenden Hochschule befinden. Was auf den ersten Blick und bei Tageslicht wie ein attraktives Schnäppchen aussieht, kann sich schnell als Tummelplatz für Kleinkriminelle, Einbrecher und Drogendealer entpuppen. Sprechen Sie also am besten vorab mit Mitarbeitern des Aka-

demischen Auslandsamts über die Sicherheit in verschiedenen Wohngegenden, bevor Sie einen Mietvertrag unterschreiben.

3 | Essen

Das gastronomische Angebot auf dem Campusgelände ist meistens sehr vielfältig und reicht von den einschlägigen Fast-Food-Filialen über Cafés mit Snacks, Salaten und Sandwichs bis hin zu Restaurants mit raffinierter internationaler Küche. Natürlich gibt es auch eine oder mehrere Mensen, in den USA *student dining halls* genannt, in denen eine täglich wechselnde Auswahl an Gerichten zu moderaten Preisen angeboten wird. Allerdings dürfen Sie hier nicht die gleiche Art der Massenverköstigung erwarten, wie sie in deutschen Mensen üblich ist. Dies liegt zum einen daran, dass in Nordamerika das Abendessen die Hauptmahlzeit des Tages ist und die Studierenden folglich mittags nur eine Kleinigkeit zu sich nehmen. Zum anderen sind die *dining halls* auf dem Campus nur eine gastronomische Option unter vielen.

Da die Bachelorstudenten in ihren Wohnheimen häufig nur eingeschränkte Möglichkeiten zur Selbstverpflegung haben, entscheiden sie sich in der Regel zu Beginn des Semesters für einen *meal plan* der Universität und laden dementsprechend den Magnetstreifen ihres elektronischen Studentenausweises mit einem Guthaben von mehreren Tausend Dollar auf. Diese Summe können Sie dann in allen Lokalitäten auf dem Campus nach und nach „verspeisen“. Anstatt also jede Mahlzeit in bar zu bezahlen, wird an der Kasse einfach die Karte durchgezogen und der jeweilige Betrag abgebucht, bis das Guthaben aufgebraucht ist. Wundern Sie sich also nicht, wenn Sie gegen Ende des Semesters plötzlich von anderen Studierenden zum Essen eingeladen werden: Manche haben ihr Guthaben nicht ganz verbraucht und machen lieber anderen eine Freude, als den Restbetrag einfach verfallen zu lassen.

Deutlich geringer fallen die Kosten für die Verpflegung aus, wenn Sie in Ihrer Wohnung die Möglichkeit haben, sich Ihre Mahlzeiten selbst zuzubereiten. Allen Klischees zum Trotz ist

es übrigens auch in der Heimat der Burger und Barbecues ganz einfach, sich gesund und abwechslungsreich zu ernähren. Im Supermarkt werden Sie überrascht sein angesichts der enormen Auswahl und der großen Qualitätsspanne der Produkte: Von pappiger Tiefkühlkost ohne jeden Nährwert bis hin zu hochwertigen Spezialitäten steht so ziemlich alles im Regal. Gerade im Umfeld von Universitäten finden Sie häufig Lebensmittelgeschäfte mit einem reichhaltigen Angebot an frischem Obst und Gemüse aus biologischem Anbau und vielen anderen Ökoprodukten, für die Sie allerdings auch in den USA etwas tiefer in die Tasche greifen müssen.

4 | Lehrveranstaltungen

Beim Blättern oder Klicken durch die Vorlesungsverzeichnisse amerikanischer Colleges und Universitäten begegnen Sie vertrauten Bezeichnungen wie Vorlesung (*lecture*), Seminar (*seminar*) oder Laborpraktika (*laboratory*). Die Tatsache, dass Studierende in den USA ihr Studium größtenteils im Rahmen von traditionellen Lehrveranstaltungen absolvieren, kann leicht zu dem Schluss verleiten, dass auch die Lehr- und Lernformen dieselben sind wie in Deutschland. Die teilweise gravierenden Unterschiede werden jedoch schon an der Zahl der durchschnittlich belegten Veranstaltungen deutlich: Wenn Sie es vom Studium in Deutschland her gewohnt sind, mindestens sieben oder mehr Lehrveranstaltungen pro Semester zu besuchen, wundern Sie sich vielleicht darüber, dass amerikanische Studierende selten mehr als vier Veranstaltungen pro Semester belegen. Dies bedeutet nicht, dass das Studium in Nordamerika weniger intensiv und arbeitsreich ist als andernorts. Das Gegenteil ist der Fall: Besonders in der Mitte und zum Ende eines Semesters bleibt vielen neben dem Lernen höchstens noch Zeit zum Essen und Schlafen.

Die hohe Arbeitsbelastung trotz vergleichsweise niedriger Kurszahl hat mehrere Gründe. Erstens besteht für alle belegten Veranstaltungen einschließlich der Vorlesungen zu jeder Sitzung **Anwesenheitspflicht**. Ein einmal gewählter Kurs muss bis zum Ende mit allen erforderlichen Leistungen absolviert werden,

ansonsten wird er auf dem Zeugnis als nicht bestanden aufgeführt. Nur während der ersten beiden Semesterwochen, der sogenannten *Drop/Add*-Phase, können Studierende in mehrere Veranstaltungen unverbindlich hineinschnuppern, um sich ein Bild von den Inhalten zu machen. Was nach Ablauf dieses Probezeitraums belegt ist, gilt für den Rest des Semesters.

Zweitens ist das **Lesepensum**, das für die Vor- und Nachbereitung jedes Kurses zu bewältigen ist, im Vergleich zu deutschen Hochschulen enorm. Machen Sie sich darauf gefasst, Woche für Woche mehrere Hundert Seiten englischsprachiger Fachliteratur durcharbeiten zu müssen. Besonders am Anfang werden Ihnen diese riesigen Textmengen sicher zu schaffen machen, aber lassen Sie sich nicht entmutigen: Mit der Zeit werden Sie wissenschaftliche Lesetechniken entwickeln, mit deren Hilfe Sie schnell die wichtigsten Fakten und Argumente eines Artikels erfassen und in Zusammenhang bringen können. Die in deutschen Vorlesungen und Seminaren immer noch gängige Option, einfach unvorbereitet zu erscheinen und sich „berieseln“ zu lassen, besteht in den USA in der Regel nicht: Ob Sie Ihre Hausaufgaben gemacht haben oder nicht, wird überprüft – und zwar kontinuierlich.

In Lehrveranstaltungen für Bachelorstudenten erfolgt die **Leistungskontrolle** häufig zu Beginn einer Sitzung in Form eines fünf- bis zehnminütigen schriftlichen Tests (*short quiz*) im *Multiple-Choice*-Format, bei dem Sie aus mehreren vorgegeben Antworten die richtige(n) auswählen müssen. Manchmal sind auch kurze Kommentare zum Gelesenen einzureichen, oder die Studierenden führen eine Art Seminartagebuch (*journal*), in dem sie ihre Gedanken und Erkenntnisse festhalten. Häufig müssen die Kursteilnehmer auch kursbegleitend eine oder mehrere kürzere Hausarbeiten (*short papers*) von bis zu fünf Seiten verfassen oder ein Referat vorbereiten. In der Mitte des Semesters finden zusätzlich die *midterm exams* statt: Prüfungen, in denen der bis dato behandelte Stoff abgefragt wird. Am Ende des Semesters schließlich stehen die Abschlussprüfungen (*finals*), die die Inhalte der gesamten Lehrveranstaltung abdecken.

Doch damit nicht genug: Für viele Lehrveranstaltungen ist außerdem eine längere schriftliche Hausarbeit (*term paper* oder *research paper*) anzufertigen, die in der letzten Sitzung abgegeben werden muss. Anders als bei uns, wo die vorlesungsfreie Zeit den Studierenden die Möglichkeit geben soll, unabhängig vom Vorlesungs- und Seminarbetrieb in Ruhe an ihren Hausarbeiten zu arbeiten, müssen Studierende an amerikanischen Universitäten ihre Papers bereits während des Semesters, also parallel und zusätzlich zur wöchentlichen Pflichtlektüre, fertigstellen. In die Endnote fließen alle erbrachten Leistungen ein, d.h., für eine gute Bewertung müssen Sie fortwährend am Ball bleiben.



Die kontinuierliche und vergleichsweise umfangreiche Leistungsüberprüfung ist also der dritte Grund, warum Sie in den USA mit vier Lehrveranstaltungen pro Semester bestens bedient sind. Dies gilt auch im weit weniger verschulden Graduiertenbereich: Zwar werden Masterstudenten und Doktoranden höchstens noch in der Anfangsphase mit Ankreuztests und Klausuren behelligt, doch auch sie müssen zur Vorbereitung auf ihre Veranstaltungen große Mengen an Texten lesen und parallel dazu Seminararbeiten und Forschungspapiere verfassen, die am Ende des Semesters fällig sind. Wer sich in den kleinen Seminargruppen, wie sie im Graduiertenstudium typisch sind, nicht aktiv an der Diskussion beteiligt, erweckt auch ohne formale Kontrolle schnell den unvorteilhaften Eindruck, nicht vorbereitet zu sein. Zusätzlich zu ihrer eigenen

Forschung kommt bei vielen Doktoranden die Tätigkeit als wissenschaftlicher Assistent in Lehre oder Forschung hinzu, die viel Zeit in Anspruch nimmt.

5 | Betreuung der Studierenden

Deutsche Universitäten erhalten die schlechtesten Noten häufig in puncto Betreuung: Es fehlt an praktischer Hilfestellung für den Studienalltag, Professoren sind außerhalb ihrer Sprechzeiten oft nur schwer zu erreichen, und zu viele Studierende haben bisher insbesondere in den Geisteswissenschaften ziellos vor sich hin studiert und irgendwann frustriert das Studium abgebrochen, ohne dass jemand davon Notiz genommen hätte. An amerikanischen Colleges und Universitäten wird solcher Orientierungslosigkeit seit jeher ein Riegel vorgeschoben, denn den Bachelorstudenten werden von Beginn an Professoren als Betreuer bzw. **Mentoren** (*academic advisers*) zur Seite gestellt. Diese sorgen in regelmäßigen persönlichen Gesprächen dafür, dass ihre Schützlinge die nötigen Pflichtveranstaltungen belegen, sinnvolle Wahlfächer im Hinblick



auf ihre Berufsplanung auswählen und ihren Studiengang konsequent zum Abschluss führen. Gerät jemand trotzdem ins Straucheln, steht der betreuende Professor ebenfalls in der Verantwortung.

Außerdem haben die meisten Dozenten stets ein offenes Ohr für die Fragen ihrer Kursteilnehmer und verschanzen sich nicht hinter festen Sprechzeiten, Sekretariaten und geschlossenen Bürotüren. So mancher gibt für dringende Anliegen sogar seine private Telefonnummer heraus. In letzter Zeit klagen allerdings viele Professoren über die tägliche Flut an studentischen E-Mails, in denen es oft genug lediglich darum geht, ob dieses oder jenes in der nächsten Prüfung abgefragt wird. Woran man sieht, dass man auch die sprichwörtliche Hilfsbereitschaft und Zugänglichkeit amerikanischer Hochschullehrer nicht überstrapazieren sollte.

Als besonders angenehm empfinden die meisten Ausländer den äußerst entspannten **Kommunikationsstil** zwischen Studierenden und Dozenten an amerikanischen Hochschulen. Das Verhältnis ist bei Weitem nicht so hierarchisch wie bei uns: Amerikanische Professoren legen deutlich weniger Wert auf akademische Titel und andere Formalien als viele ihrer deutschen Kollegen und erscheinen bisweilen auch in T-Shirt und Turnschuhen zum Kurs. Solche Lockerheit bedeutet jedoch keineswegs, dass die Dozenten keine Respektspersonen sind. Während des Bachelorstudiums ist es deshalb auch nicht allgemein üblich, die Professoren beim Vornamen zu nennen – es sei denn, sie fordern die Studierenden explizit dazu auf.

Im **Graduiertenstudium** sieht das anders aus: Hier begegnen sich Ph.D.-Studenten – also der wissenschaftliche Nachwuchs – und Professoren auf zunehmend gleicher Augenhöhe und verwenden bei der Anrede selbstverständlich die Vornamen. Anders als in Deutschland, wo sich speziell die Geisteswissenschaftler oft völlig alleingestellt durch die Dissertation schlingern und nur alle paar Monate eine Audienz beim Doktorvater bekommen, werden alle Doktoranden an amerikanischen Universitäten mit einem Betreuer (*adviser*) gepaart, der ihre Forschung fachlich begleitet, regelmäßiges Feedback gibt und

in Forschung und Lehre mit ihnen zusammenarbeitet. Häufig bieten die *Graduate Schools* ihren Doktoranden außerdem studienbegleitende Programme zur beruflichen Qualifizierung, um sie auch auf eine Tätigkeit außerhalb der Universitäten adäquat vorzubereiten.

6 | Bibliotheken

Die Bibliotheken amerikanischer Universitäten rufen unter deutschen Studierenden und Wissenschaftlern nahezu uneingeschränkte Begeisterung hervor. Nicht nur was die Öffnungszeiten bis spät in die Nacht und auch am Wochenende betrifft, sind sie in puncto Benutzerfreundlichkeit kaum zu überbieten: Bibliotheksnutzer haben freien Zugang zu den Magazinen und Regalen, wo themenverwandte Bücher auch bequem an einer Stelle zu finden sind. Neuerscheinungen werden meistens bereits kurz nach ihrem Erscheinen in den Bestand aufgenommen, und auch die Fernleihe funktioniert vorbildlich. Außerdem verfügen die Bibliotheken über Hunderte von elektronischen Datenbanken aus allen wissenschaftlichen Bereichen, mit denen Universitätsangehörige mittlerweile fast jeden Zeitschriftenartikel der letzten dreißig Jahre in digitalisierter Form abrufen, herunterladen oder ausdrucken können – und zwar nicht nur in der Bibliothek, sondern von jedem Internetanschluss der Welt aus.

7 | Computer und Internet

Es wird Sie kaum überraschen, dass amerikanische Hochschulen in der Regel auf dem neuesten Stand der Technik sind, was den Einsatz von Computer und Internet in Forschung, Lehre und Verwaltung betrifft. Dies beginnt häufig bereits mit der Online-Bewerbung, in deren Folge Ihnen ein passwortgeschütztes Profil eingerichtet wird, mit dem Sie den aktuellen Status Ihrer Bewerbung jederzeit abfragen können. Werden Sie an der betreffenden Universität angenommen, behalten Sie Ihr Profil während der gesamten Studiendauer und können darüber Ihre persönlichen Daten verwalten, Ihre Kursauswahl

treffen oder Zahlungen vornehmen. Dass die Bibliotheks- und Datenbankrecherche sowie die Ausleihe heutzutage nur noch online ablaufen, versteht sich inzwischen auch in Deutschland von selbst.

Viele amerikanische Studierende besitzen eigene PCs und Notebooks, mit denen sie sich dank Wireless LAN und schneller Internetverbindungen überall auf dem Campus in das System der Hochschule einloggen können. Für Studierende ohne eigenen Rechner gibt es ausreichend Computerarbeitsplätze in speziell dafür eingerichteten Räumen. Fast immer stehen auch allgemein zugängliche Computer in den Wohnheimen oder auf den Fluren der Fachbereiche, mit denen Studierende im Vorübergehen E-Mails checken, Bücher vorbestellen oder im Internet recherchieren können.

Auch im Einsatz von Computertechnologie in der Lehre sind amerikanische Universitäten Vorreiter: In immer mehr Veranstaltungen wird die klassische Präsenzlehre durch E-Learning-Elemente wie E-Mail, Newsgroups, Diskussionsforen, multimediale Lerneinheiten oder interaktive Tests ergänzt. Nicht selten sind die Seminarräume mit modernsten Computern, Beamern oder SmartBoards® ausgestattet, die es erlauben, Präsentationen direkt über Leinwandberührungen zu steuern und handschriftliche Aufzeichnungen automatisch in ein Textverarbeitungsprogramm zu übertragen. Hochschulen wie Berkeley oder das M.I.T. arbeiten außerdem mit Hochdruck daran, eine Auswahl von Vorlesungen aus allen Fachbereichen zu filmen und Interessenten aus aller Welt als Audio- oder Video-Podcast im Internet frei zugänglich zu machen.

 www.youtube.com/ucberkeley; <http://ocw.mit.edu>

8 | Extracurricular activities

Vorlesungen und Seminare besuchen, Hausarbeiten schreiben und für Prüfungen lernen: Das ist in den USA nur *eine* Seite des Studienalltags. Ein kaum weniger wichtiger Bestandteil des Bildungserlebnisses an amerikanischen Colleges und Universitäten sind die sozialen, politischen, kulturellen und sport-



lichen Aktivitäten auf dem Campus, kurz: die *extracurricular activities*. In einem Ausmaß, das mit dem Angebot an deutschen Hochschulen auch nicht annähernd vergleichbar ist, engagieren sich in den USA insbesondere die Bachelorstudenten in einer Vielzahl von studentischen Gruppierungen zu allen nur erdenklichen Themen.

Wer zum Beispiel ein Instrument gut beherrscht, spielt im Orchester der Universität mit, singt im Chor oder gründet eine eigene Rock- oder Jazzband. Schauspieltalente engagieren sich in Theatergruppen oder machen bei Filmproduktionen mit. An fast allen amerikanischen Hochschulen gibt es täglich erscheinende Campuszeitungen, in denen journalistisch begabte Jungakademiker ihre ersten Artikel veröffentlichen können. Auch studentische Radiosender sind von großer Bedeutung, nicht nur als musikalisches Trendbarometer und Plattform für noch unbekannte junge Bands, sondern auch als Karriereprungbett für DJs und Moderatoren: *Late-Night*-Talkstar David Letterman zum Beispiel moderierte seine ersten Sendungen im College-Radio. Manche Studierende treffen sich regelmäßig zum Debattieren, Schachspielen, Jonglieren, Tanzen, Fotografieren, zum Qigong oder um gemeinsam ausländische

Filme anzuschauen; andere sind in Gruppierungen aktiv, die sich mit politischen Fragen, *Community Service* oder dem Tierschutz beschäftigen. Auch einen *German Club* werden Sie an vielen US-Hochschulen finden.

Während wir in Deutschland unseren Hobbys und Freizeitinteressen überwiegend außerhalb des universitären Umfelds nachgehen, sind sie in den USA also fester Bestandteil des Campuslebens. Dies gilt allerdings in erster Linie für die Bachelorstudenten, die im Rahmen dieser Aktivitäten die Möglichkeit haben, ihre Talente auf kreative und selbstbestimmte Weise weiterzuentwickeln, mit anderen zusammenzuarbeiten und erste Führungsaufgaben zu übernehmen. Das gemeinsame Engagement stärkt zudem das Zusammengehörigkeitsgefühl und die Identifikation mit der Hochschule. Werden Sie also als Bachelorstudent an einer Hochschule in den USA eingestuft, dann stellen die zahlreichen studentischen Gruppierungen einen ausgezeichneten Weg dar, Anschluss zu finden, langjährige Hobbys weiterzuverfolgen oder neue zu entdecken.

Wenn Sie bereit sind, ein mehr oder weniger demütigendes Aufnahmeritual über sich ergehen zu lassen, können Sie auch versuchen, Mitglied in einer **Studentenverbindung** zu werden. Solche exklusiven „Bruderschaften“ (*fraternities*) und „Schwesterschaften“ (*sororities*), die sich durchweg griechische Namen wie Phi Delta Kappa oder Delta Sigma Phi geben, gibt es in unterschiedlicher Ausprägung auf so gut wie jedem US-Campus. Anders als bei den deutschen Burschenschaften geht es den insgesamt rund 350.000 Fraternity-Mitgliedern in den USA allerdings weniger um die Bewahrung rechtskonservativen Gedankenguts als um persönlichen Prestigegewinn und den Aufbau von Netzwerken für die berufliche Zukunft. Wer ein Amt in einer Bruderschaft übernimmt, zeigt außerdem Verantwortung: Das macht sich gut im Lebenslauf. Bei vielen Studierenden mag es auch die (oft trügerische) Hoffnung auf Alkoholexzesse, wilde Partys und schnellen Sex sein, die sie dazu bringt, während des meist mehrmonatigen Aufnahmeverfahrens Schlafentzug bis zum Morgengrauen zu ertragen oder einen Liter billigstes Bier

auf ex zu trinken, das zuvor in einer Badewanne voll heißen Wassers aufgewärmt wurde.

Die meisten **Master-** und **Ph.D.-Studenten** haben die turbulente Phase des Sich-Ausprobierens bereits hinter sich und können über solche Rituale und das auch sonst mitunter etwas unreife Sozialverhalten vieler Bachelorstudenten nur schmunzeln. Als gestandene Praktiker mit Berufserfahrung oder angehende Wissenschaftler sind sie ganz allgemein weit weniger im studentischen Campusleben involviert und konzentrieren sich hauptsächlich auf ihre Forschung. Zwar gibt es auch studentische Gruppierungen, in denen sich Doktoranden zusammmentun (z.B. Gewerkschaften oder andere Interessenvertretungen), aber insgesamt ist das College-Leben mit allem, was dazugehört, für die meisten Graduierten ein abgeschlossenes Kapitel. Wenn sie die Zeit finden, ihren Freizeitinteressen nachzugehen, dann häufig außerhalb des Campus. Einer der wenigen Überschneidungspunkte mit dem Sozialleben der Bachelorstudenten ist häufig die Begeisterung für die Sportmannschaften der Hochschule.

9 | Sport

Die sportlichen Aktivitäten nehmen eine herausgehobene Stellung unter den *extracurricular activities* ein. In diesem Zusammenhang die deutsche Bezeichnung „Hochschulsport“ zu verwenden, weckt völlig falsche Assoziationen. Was bei uns ein Freizeitangebot ist, das nur eine Minderheit der Studierenden wahrnimmt, ist in den USA in vielerlei Hinsicht vor allem eines: gigantisch. Besonders in den populären Sportarten Basketball, Football und Baseball rufen die Wettkämpfe der College-Teams fast genauso frenetische Begeisterung hervor wie die Spiele in den Profiligen.

Wenn zum Beispiel im Basketball die *Blue Devils* (Duke University) auf ihren Erzrivalen, die *Carolina Tar Heels* (University of North Carolina), aus dem benachbarten Chapel Hill treffen, sind beide Universitäten komplett aus dem Häuschen. Wer für die schnell ausverkauften Begegnungen keine Karten mehr

bekommen hat, trifft sich in Kneipen und Bars zum *public viewing*, wo Bachelorstudenten, Doktoranden und Professoren zu einer einzigen großen Fangemeinde verschmelzen. Und das *Michigan Stadium* in Ann Arbor, mit rund 110.000 Plätzen das drittgrößte Stadion der Welt, ist bis zum Bersten gefüllt, wenn im American Football die *Wolverines* (University of Michigan) gegen die *Buckeyes* (Ohio State University) antreten. Die Begegnung der beiden Hochschulteams zählt in den USA zu den ganz großen Sportklassikern überhaupt.

Neben diesen Wettkämpfen der Superlative treten amerikanische Colleges und Universitäten noch in vielen weiteren Sportarten gegeneinander an: Leichtathletik, Schwimmen, Fußball, Volleyball, Hockey, Lacrosse, Rudern oder Fechten sind weitverbreitet. Auch wenn Ihre Lieblingssportart keine offizielle Disziplin im College-Sport ist, stehen die Chancen nicht schlecht, dass Sie an vielen Hochschulen Gleichgesinnte in studentisch organisierten Vereinen finden, mit denen Sie Ihren Sport ausüben können. Darüber hinaus geben immer mehr Universitäten Millionenbeträge für die Errichtung modernster Sport- und Fitnesskomplexe aus – nicht zuletzt weil das Vorhandensein solcher Anlagen im Wettbewerb um die besten Studierenden ein kaum zu unterschätzender Faktor geworden ist. Die Schwimmbäder, Sporthallen und Krafräume stehen allen Universitätsangehörigen zur kostenlosen Benutzung offen und bieten somit auch Sportmuffeln die Gelegenheit, ihre geistige Schwerstarbeit durch ein wenig körperliche Bewegung auszugleichen.





10 | Partys

Zum Studentenleben gehört neben dem Lernen auch das Feiern: Das ist in den USA nicht anders als in Deutschland. Manche Hochschulen haben sogar den Ruf, besonders partyfreudig zu sein. Speziell die Bachelorstudenten genießen ihre neue Freiheit fernab elterlicher Kontrolle häufig in vollen Zügen und testen ihre Grenzen aus. Manchmal mit gravierenden Folgen: Komasaufen und andere Formen übermäßigen Drogenkonsums sind an vielen amerikanischen Universitäten in den letzten Jahren zu ernsthaften Problemen geworden. Wer bis zur Bewusstlosigkeit trinkt, setzt dabei nicht nur seine Gesundheit aufs Spiel, sondern riskiert auch den Verweis von der Hochschule. Partyhöhepunkt des Jahres sind für viele die Ferien im März oder April, der so genannte *spring break*, wenn Tausende von Bachelorstudenten in Scharen an den Stränden von Florida oder Cancún (Mexiko) einfallen und eine Woche lang kollektiv über die Stränge schlagen.

Unter Masterstudenten und Doktoranden geht es dagegen meistens gemächlicher zu. Je nachdem, wie groß die Möglichkeiten

zum Ausgehen im Umkreis der Hochschule sind, werden Sie alternativ zu Privatpartys eingeladen. Da es sich bei diesem Kreis überwiegend um junge Wissenschaftler handelt, die erstens Feuer und Flamme für ihre Forschungsthemen sind und zweitens sehr hart arbeiten müssen, bestehen die Feiern nicht selten primär aus intellektuellen Gesprächen über die eigenen Projekte. Dazu reicht man ein Glas Bier oder Rotwein, verschiedene Sorten Fingerfood und ein paar Tüten Chips. Gegen elf Uhr haben dann die meisten Gäste die Party bereits wieder verlassen, weil sie noch in der Bibliothek oder im Labor zu tun haben. Ausnahmen bestätigen wie immer die Regel.

11 | Sicherheit

Sicherheit ist nicht erst seit dem verheerenden Amoklauf eines Studenten an der Virginia Tech, dem im April 2007 mehr als dreißig Menschen zum Opfer fielen, ein Thema an amerikanischen Colleges und Universitäten. Zum Studienalltag in den USA kann leider auch die unterschwellige Angst gehören, des Nachts auf dem Campus oder auf dem Heimweg überfallen, ausgeraubt oder vergewaltigt zu werden. Aber lassen Sie sich davon nicht abschrecken: Die Wahrscheinlichkeit, dass ausgerechnet Ihnen etwas zustößt, ist sehr gering. Außerdem haben die Einrichtungen, die mit Kriminalität zu kämpfen haben, entsprechende Vorkehrungen getroffen: Auf dem Gelände vieler Hochschulen befinden sich in regelmäßigen Abständen Notrufsäulen, mit denen Menschen, die sich bedrängt, bedroht oder belästigt fühlen, die Campuspolizei alarmieren können. Wer sich bis nach Einbruch der Dunkelheit auf dem Uni-Gelände aufhält und kein eigenes Auto zur Verfügung hat, kann sich vielerorts kostenlos durch einen privaten Sicherheitsdienst nach Hause chauffieren lassen.

Die Bedrohung geht dabei eher selten, wie im Fall von Virginia Tech, von gewaltbereiten Kommilitonen aus, sondern kommt aus der Nachbarschaft. Dies gilt insbesondere für private Hochschulen, die mit ihrem Reichtum den Unmut und die Begehrlichkeiten derjenigen auf sich ziehen, die in weitaus weniger privilegierten Verhältnissen leben müssen. Da der

soziale Sprengstoff in den urbanen Zentren häufig größer ist als in Vororten oder ländlichen Gegenden, sind die Universitäten in den Großstädten auch häufiger von Sicherheitsrisiken betroffen. Auch die Region, in der sich eine Hochschule befindet, spielt eine Rolle: Während der Mittlere Westen der USA als vergleichsweise sichere Gegend gilt, sind Gewaltdelikte in den Südstaaten, wo die Chancengleichheit zwischen schwarzer und weißer Bevölkerung noch immer nicht hinreichend realisiert ist, eher an der Tagesordnung. Solange Sie aber die Ratschläge der Hochschulleitung beherzigen und gefährliche Viertel meiden, brauchen Sicherheitsbedenken kein Ausschlusskriterium für diesen oder jenen Hochschulstandort zu sein.

12 | Services für ausländische Studierende

Als internationaler Student sind Sie an fast allen Colleges und Universitäten in den USA hochwillkommen. *Diversity* – also eine möglichst große Vielfalt an Studierenden unterschiedlicher nationaler, ethnischer, sozialer und kultureller Herkunft – ist in den letzten Jahren zu einem wichtigen Qualitätsmerkmal der Hochschulausbildung erklärt worden. Entsprechend bestrebt sind viele Universitäten, Studierende aus dem Ausland an ihren Campus zu holen und ihnen ein Umfeld zu bieten, in dem sie sich wohlfühlen.

Dazu gehört stets eine Reihe von **Orientierungsveranstaltungen** zu Beginn eines Semesters, an denen Sie auf jeden Fall teilnehmen sollten. Sie erfahren unter anderem, wie Sie sich für Lehrveranstaltungen registrieren, wie Sie die Ressourcen der Bibliotheken am effektivsten nutzen, welche Regeln Sie auf dem Universitätsgelände befolgen müssen, welche medizinische Versorgung Sie im Krankheitsfall in Anspruch nehmen können, welche einwanderungsrechtlichen Bestimmungen Sie unbedingt beachten müssen oder wie Sie mit dem Phänomen des Kulturschocks (→ S. 164) umgehen.

Doch vor allem lernen Sie auf diesen Veranstaltungen viele andere internationale Studierende und die **international student**

advisers kennen: speziell ausgebildete Mitarbeiter des akademischen Auslandsamtes, die Ihnen während Ihres gesamten Aufenthaltes als Ansprechpartner zur Seite stehen. Das Auslandsamt (*International Student Office*) organisiert oftmals auch eine Reihe von sozialen und kulturellen Aktivitäten für internationale Studenten, die dabei allerdings weitestgehend unter sich bleiben. Um amerikanische Kommilitonen kennenzulernen, bieten die bereits beschriebenen *extracurricular activities* oder die Unterkunft in einem Wohnheim bessere Möglichkeiten. Vielleicht finden Sie auch Germanistikstudenten, die gerne regelmäßig Deutsch mit Ihnen sprechen möchten.

In den Lehrveranstaltungen dürfen Sie als ausländischer Student keine Sonderkonditionen erwarten: Sie müssen dasselbe Lese- und Lernpensum bewältigen wie alle anderen. Allenfalls hinsichtlich Ihres sprachlichen Ausdrucksvermögens werden die meisten Professoren am Anfang ein wenig nachsichtiger sein. Aber keine Sorge: Im zweiten Semester wird Ihnen bereits alles viel leichter von der Hand gehen, und bald werden Sie feststellen, dass auch Ihre amerikanischen Kommilitonen nur mit Wasser kochen.